

Streit um Karajans „Walküre“ in Salzburg

Kurz vor Eröffnung der Salzburger Osterfestspiele ist eine Diskussion darüber entbrannt, wie sinnvoll die Rekonstruktion alter Operninszenierungen ist. So soll zum 50-jährigen Bestehen des von Herbert von Karajan gegründeten Nobel-Festivals dessen „Walküre“-Deutung von 1967 im Bühnenbild von Günther Schneider-Siemssen nach einem halben Jahrhundert zu neuem Leben erweckt werden. „Reaktionär“ nennt der Münchner Theaterkritiker und Buchautor C. Bernd Sucher das Vorhaben, das auf eine Idee von Christian Thielemann zurückgeht. Der als konservativ bekannte Karajan-Schüler bestreitet seit 2013 mit der Sächsischen Staatskapelle Dresden die Osterfestspiele und wird die wiederbelebte Karajan-„Walküre“ selbst dirigieren. „Kunst entwickelt sich nicht, indem Dinge konserviert werden, die der Lebendigkeit bedürfen“, sagte Sucher der Deutschen Presse-Agentur. „Die Kunstwerke auf Bühnen sind flüchtig und verändern sich sogar von einer zur nächsten Aufführung.“ Damit liegt Theaterkritiker Sucher auf einer Linie mit Münchens Staatsoperndirektor Nikolaus Bachler: „Eine Inszenierung entsteht für den Moment, als kreativer Prozess von Künstlern. Daher ist eine Rekonstruktion unmöglich und sinnlos.“ *dpa*

Frank Castorf beim Festival in Avignon

Das Theaterfestival in Avignon setzt dieses Jahr seinen Schwerpunkt verstärkt auf politische Inhalte. „Die Zeiten, in denen wir leben, sind zu schwer, um Kunst zu schaffen, die nur dekorativ ist“, erklärte der Leiter des Festivals Olivier Py sein Programm. Der japanische Schattenspieler-Meister und Regisseur Satoshi Miyagi eröffnet mit der Neuinszenierung des von Goethe und Schiller verfassten „Faust“, die den Scheinheiligen des „Antigone“-Dramas. Und Frank Castorf, scheidender Intendant der Berliner Volksbühne, feiert mit „Die Kabale der Scheinheiligen“. Das Leben des Herrn de Molière im südfranzösischen Avignon Frankreich-Premiere. Mehr als 35 Theater- und Tanzstücke werden dieses Jahr gezeigt. Das Festival, das weltweit zu den größten gehört, beginnt am 6. Juli und dauert bis zum 22. Juli. *dpa*

Flandern feiert Rubens-Jahr

Mit hochkarätigen Ausstellungen und Veranstaltungen in drei Themenjahren feiert die belgische Region Flandern berühmte Maler wie Rubens, van Eyck und Bruegel. Den Auftakt der Trias unter dem Titel „Flämische Meister 2018–2020“ macht im kommenden Jahr die Barockstadt Antwerpen mit Peter Paul Rubens (1577–1640), wie das Portal „VisitFlandern“ in Köln angekündigt. Zum 450. Todestag von Pieter Bruegel (um 1525–1569) werde 2019 die Renaissance in den Blick genommen, hieß es weiter. 2020 schließlich steht die Altmeister der niederländischen Malerei im Fokus. Dann soll nach jahrelanger Renovierung der weltberühmte Genter Altar von Jan van Eyck (um 1390–1441) wieder an seinen angestammten Platz zurückkehren. Unter dem Motto „Antwerp Baroque 2018. Rubens as an Inspiration“ zeigt die Stadt Antwerpen ihr großes Barockvermögen mit einer Vielzahl bedeutender Gemälde und Gebäude. Zu den Höhepunkten des Rubens-Themenjahres zählt die Integration neuer Arbeiten des Antwerpener Künstlers Jan Fabre in der Sankt-Augustin-Kirche. *kna*

M'Barek spricht wieder den Bären

Schauspieler Elyas M'Barek leiht dem liebenswerten Kinobären Paddington ein zweites Mal seine Stimme. Der 34-Jährige spricht den Bären auch in der Fortsetzung „Paddington 2“, die am 7. Dezember in die Kinos kommt, wie das Filmstudio StudioCanal mitteilte. Darin kauft der tollpatschige Paddington Tante Lucy (Imelda Staunton) ein Geschenk zum 100. Geburtstag – und muss dafür ein paar Nebenjobs antreten. M'Barek („Fack ju Göhte“, „Willkommen bei den Hartmanns“) sprach den Bären mit Schlapphut und Duffelcoat bereits im ersten Teil der Kinoproduktion. In der Originalversion kommt die Synchronstimme in beiden Filmen von Ben Whishaw. *dpa*

„Ich mag diesen Grantler“

Der Frankfurter Schauspieler Marc Oliver Schulze über seine neue TV-Rolle als Kommissar in „Alles Klara“

Auf der Theaterbühne hat man ihn in antiken Dramen gesehen. Für die Fernsehserie „Alles Klara“ hat es Marc Oliver Schulze jetzt in den Harz verschlagen.

Der Frankfurter Schauspieler Marc Oliver Schulze ist derzeit in der neuen Staffel der ARD-Vorabendserie „Alles Klara“ als Hauptkommissar Stefan Lauer zu sehen. In der Serie ist Schulze der „Neue“ an der Seite von Wolke Hegenbarth, die sich wieder als charmante Sekretärin Klara Degen in der einzigen norddeutschen Mittelgebirgsregion – im Harz – mit kriminalistischem Gespür auf Verbrecherjagd begibt. Auch Schulzes Filmfigur Kommissar Lauer kommt wie er selbst von Frankfurt aus in die Provinz – und macht sich bei seinen Polizei-Kollegen gleich ziemlich unbeliebt. Marc Oliver Schulze war bis 2013 Ensemblemitglied am Schauspiel Frankfurt, wo er immer noch als Gast auf der Bühne zu sehen ist. Mit seiner Ehefrau und Kollegin Claude De Demo sowie den beiden Kindern lebt der 1973 in Salzburg geborene Schauspieler im Nordend. Am Schauspiel Frankfurt glänzte der Österreicher unter anderem als Jason in „Medea“, Schlagzeilen machte er, als er während einer szenischen Lesung mit seinen Theater-Kollegen Wodka statt wie vorgesehen Wasser trank – und am Ende in der Sachsenhäuser Uniklinik landete. Die Fragen von Jasmin Takim beantwortete Schulze allerdings in nüchternem Zustand.

Herr Schulze, Sie sind derzeit in der Vorabendserie „Alles Klara“ zu sehen. Ist das die erste Produktion, in der Sie als TV-Kommissar Fälle lösen müssen?

MARC OLIVER SCHULZE: Ja, ein Kommissar war ich bisher noch nicht.

Was hat Ihnen an der Rolle und am Buch gefallen, als Sie zugesagt haben? Was für ein Typ ist dieser Kommissar Lauer aus Frankfurt?

SCHULZE: Es gab einige Gespräche zuvor, wir mussten ja eine Figur erfinden, die in die vorhandene



Gut gelaunt bei den Dreharbeiten im Harz zur neuen Staffel der ARD-Vorabendserie „Alles Klara“: Der Frankfurter Schauspieler Marc Oliver Schulze debütiert als Stefan Lauer und ermittelt zusammen mit Wolke Hegenbarth, die wieder als Sekretärin Klara Degen zu sehen ist. Foto: ARD

Konstellation passt, und trotzdem kein Abklatsch des bisherigen Ermittlers ist. Das war reizvoll. Herausgekommen ist ein Grantler, ein Stadtmensch, einer der sich selbst im Weg steht, und deshalb die anderen braucht, auch wenn er das nicht zugeben würde. Ich mag die Figur, und da ist auch noch mehr drin!

Mit Klara Degen gibt es auch in dieser Serie wieder einmal eine Amateurin, die sich auf Verbrecherjagd begibt und dem Kommissar ins Handwerk pfuscht. Das ist eine Konstellation, die wir seit Miss Marple ja schon aus vielen Variationen kennen. Warum sollte sich der Zuschauer die Serie trotzdem anschauen?

SCHULZE: Diese Art der Konstellation ist eben unkaputtbar, und

deswegen findet sie immer wieder Anwendung. Da gibt es sofort eine Reibung, die erzeugt im besten Fall Spannung und Humor. Ich hoffe, das ist uns gelungen. Aber klar, man könnte im öffentlich-rechtlichen Fernsehen auch mal über innovative Formate nachdenken.

Kommissar Lauer ist ein Großstädter aus Frankfurt wie Sie. Ihm sind der Harz und die Provinz zunächst etwas suspekt. Ging es Ihnen während der Dreharbeiten im Harz auch so?

SCHULZE: Nein, ich habe mich gefreut, mal in einem Teil Deutschlands zu arbeiten, den ich bisher nicht kannte.

Sie pendeln ja häufig zwischen dem „leichten“ Fach im Fernsehen und Ihren anspruchsvollen Rollen am Theater. Wie empfinden Sie diesen Spagat?

SCHULZE: Ich hätte nichts gegen anspruchsvolle Rollen beim Film! Nein, der Beruf ist eben mannigfaltig. Ich arbeite auch als Synchronsprecher oder für den Hörfunk. Diese Abwechslung kann auch eine Bereicherung sein. Ich habe mich einige Jahre fast ausschließlich auf das Theater konzentriert, das wird auch irgendwann eintönig, und kostet viel Substanz.

Wie können Sie mehrmonatige Dreharbeiten wie für „Alles Klara“ mit Ihren Verpflichtungen am Schauspiel Frankfurt vereinbaren?

SCHULZE: In der letzten Drehwoche hatte ich jeden Abend Vorstellung in Frankfurt. Das hieß also, Dreh bis 13 Uhr im Harz, ab ins Auto nach Frankfurt, spielen, und danach wieder 3 Stunden in den

Harz. Das war hart. Aber grundsätzlich arbeite ich seit 2013 frei, und kann daher Produktionen am Theater oder beim Fernsehen annehmen oder absagen, vorausgesetzt, es kommen Angebote. Das ist nicht immer leicht, denn als freier Schauspieler gibt es auch mal Leerlauf, und da wird man schon mal nervös. Dann rufe ich meine Agentin an, die muss mich dann beruhigen. Aber bisher kann ich mich nicht beschweren. Ich kann am Theater arbeiten, kann drehen und habe Zeit für die Familie.

In Frankfurt standen Sie schon mit Ihrer Frau Claude De Demo gemeinsam auf der Bühne. Wie ist die Arbeit an einem Stück, wenn man sich so nahe steht?

SCHULZE: Das kommt auf das

Thema an. Wir arbeiten sehr unterschiedlich, aber kennen uns natürlich sehr gut. Da kann man vielleicht mehr riskieren, weil man weiß, der andere wird einen schon auffangen. Andererseits ist es natürlich umso schwerer, sich zu überraschen.

Sie sind gerade zum zweiten Mal Vater geworden. Werden Sie jetzt beruflich erst mal etwas kürzer treten?

SCHULZE: Wenn ich bei der Bank arbeiten würde, hätte ich vermutlich längst Elternzeit beantragt, aber in künstlerischen Berufen ist das so 'ne Sache. Da muss man es manchmal so nehmen, wie es kommt.

Sie wohnen im Nordend am Günthersburgpark. Was mögen Sie an Ihrem Viertel?

SCHULZE: Wir sind gerade umgezogen, aber die Ecke ist die gleiche geblieben. Mit Kindern ist es hier ideal, viele Freunde leben hier im Kiez, es gibt gute Lokaltäten, wir fühlen uns sehr wohl hier im Nordosten Frankfurts.

Wo verbringen Sie in Frankfurt am liebsten die Zeit mit Ihrer Familie?

SCHULZE: Am liebsten zu Hause. Aber bei gutem Wetter, ab in den Günnli!

Ist es richtig, dass Sie häufig zu Fuß zum Theater laufen und Text lernen?

SCHULZE: Ja, da geht ich in Ruhe den Text noch mal durch, hab 'ne halbe Stunde für mich. Schaff' ich aber leider auch immer seltener.

Was sind Ihre nächsten Projekte am Theater oder fürs Fernsehen?

SCHULZE: Es ist die letzte Spielzeit von Reese, und wir holen noch mal die ein oder andere erfolgreiche Produktion aus der Versenkung. „Medea“ zum Beispiel, aber auch „Ödipus“, das war damals 2009 die Eröffnung, kommt wieder, und zwar open air! Ansonsten gibts den ein oder anderen Dreh.

„Alles Klara“, ARD, jeweils dienstags, 18.50 Uhr

Mit energischer Faust

Das „Concertgebow Orkest“ aus Amsterdam gastierte in der Alten Oper Frankfurt unter Andris Nelsons. Auf dem Programm: Schostakowitschs 11. Sinfonie.

VON BETTINA BOYENS

Atemberaubend, wie Andris Nelsons und das Concertgebow-Orchester mit Schostakowitschs Koloss in der Alten Oper rangen. Die Ohren klirrten lange nach von den schreienden Piccoloflöten, Trommelwirbeln und Beckenschüssen. Bereits vor der Pause gab es deftige Kost: Yefim Bronfman spielte Prokofjews teuflisch schweres „Lastenmonster“, sein zweites Klavierkonzert. Ganze sechs Minuten blieben den Besuchern des hochkarätigen Abends, um kurz Luft zu holen. Die diskret verspielte „Arabesque“

von Robert Schumann als Zugabe, perlend leicht von Yefim Bronfman spendiert, linderte charmant die spürbare Aufgewühltheit im Zuschauerraum. War doch in jeder der düsteren Minuten des auskomponierten Schicksalsschlags von 1912 spürbar, der ganz unter dem Eindruck des Suizids eines Freundes entstand, warum das Werk Prokofjews nicht zuletzt wegen seiner Solokadenz eine der größten pianistischen Herausforderungen darstellt.

Bronfman ist alles andere als ein Star des Podiums, eher introvertiert als gesterreich, dafür bestach er mit lebhafter Ausformung aller vier Konzertsätze. Immer getragen vom leidenschaftlichen Andris Nelsons, der schon mal mit einer energiegelichen linken Faust dirigierte. Kühn auch das Programm an sich: Zwei Werke russischer Musiker, denen

vom berüchtigten Zentralkomitee der KPdSU 1948 „volksfremde“ Musik vorgeworfen wurde.

Die Frage, was uns die 11. Sinfonie von Schostakowitsch heute angeht, beantwortete Nelsons deutlich. Für ihn steht sie nicht im Zeichen des sozialistischen Realismus, sondern ist kritisches Dokument der sich wiederholenden Geschichte blutiger Aufstandsniederschläge in Russland. 1957 entstanden, reflektierte sie doch die Gegenwart, bekannte der Komponist. In diesem Fall den Ungarnaufstand 1956. Trotz des Untertitels „Das Jahr 1905“, in dem die russische Revolution gewaltsam ihren Anfang nahm. Nelsons arbeitete mit dem Amsterdamer den blutigen Januarsonntag vor dem Winterpalais derart filmisch heraus, dass man die Toten vor Augen hatte.

Der Schauspieler Nico Holonic stellte in der Alten Oper Frankfurt „Mein Lieblingsstück“ vor – es war das Klavierquartett a-Moll von Gustav Mahler.

VON MATTHIAS GERHART

Seine Trommel hatte der Oskar Matzerath der „Blechtrommel“-Inszenierung am Frankfurter Schauspiel diesmal daheim gelassen. Privat interessiert sich der Schauspieler Nico Holonic, Jahrgang 1983, eher für musikalische Raritäten. Das Klavierquartett a-Moll steht ganz am Anfang von Gustav Mahlers kompositorischem Schaffen – es ist noch dem künstlerischen Freischwimmen zuzurechnen, das freilich in großformatiger, absoluter Sinfonik endete. Die drei ineinanderlaufenden Sätze, die erhalten ge-

blieben sind, tragen romantisch-verklärte Züge, aber auch einen charakteristischen Habitus. Holonic weiß, wovon er redet: In jungen Jahren eroberte er anspruchsvolle Rollen dieser Art im Flug. Matzerath aus der „Blechtrommel“ misst zwar nur 94 Zentimeter, „ist aber doch eine sehr komplexe Figur“, weiß Holonic.

Ähnlich verhält es sich mit dem in seiner gesellschaftlichen Position eher begrenzten Pinneberg aus Falalada „Kleiner Mann, was nun?“ – Schauspiel-Intendant Oliver Reese wusste, warum er den begabten jungen Mimen mit nach Berlin nahm. Im Prinzip traue er sich mit nunmehr Anfang dreißig alle großen Rollen zu, „außer vielleicht König Lear“. In seiner Kindheit lernte Holonic zwar kein Instrument – er wirkte jedoch als

Chorknabe bei den Thomanern in Leipzig mit und hatte dort bereits Tuchfühlung mit den großen Dirigenten der Zeit: „Masur war ein strenger und unfreundlicher alter Mann“. Auch das Gesicht Herbert Blomstedts sah er von vorne, „das war manchmal gar nicht so lustig“. Doch immerhin, die zweite Sinfonie Gustav Mahlers („Auferstehung“) erschloss sich auf diese Weise dem jungen Künstler. Und damit war der Weg zum versonnenen Klavierquartett, an diesem Vormittag mit Julian Fahrner (Violine), Tobias Reifland (Viola), Benedict Klöckner (Cello) und Jaepyo Jeong (Klavier), geübt.

Zweites „Lieblingsstück“ (vom Bankexperten Gabriel Glöckler) war Webers lauschiges Concertino für Horn und Klavier mit Andrew Young und Leyla Kristesiaschwili.

Im Smoking singt's sich besser

Blödeln, trinken, rauchen: Sasha, Rea Garvey, Xavier Naidoo und Michael Mittermeier wärmen „Alive and Swingin“ in der Frankfurter Jahrhunderthalle auf.

VON MAXIMILIAN STEINER

Schon der griechische Philosoph Aristoteles wusste: „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile“. Angewandt auf die griffige Formel des antiken Absolventen von Platons Athener Akademie nehme man also vier deutschlandweit bekannte Künstler, stecke sie in edle Smokings und gebe als Handlungsrahmen ein Konzept mit auf den Weg, das sich vage an der amerikanischen Showlegende schlechthin orientiert: dem weithin bekannten „Rat Pack“ mit Frank Sinatra, Dean Martin, Sammy Davis Jr., Peter Lawford und Joey Bishop im Casino des Hotels „Sands“ in Las Vegas.

Seit mehr als einer Dekade erfreut hierzulande das Quartett „Alive & Swingin“ alle paar Jahre das Publikum. Am ersten von vier Abenden in der Jahrhunderthalle legten Sasha, Rea Garvey, Xavier Naidoo und Michael Mittermeier die Latte ziemlich hoch. Zumindest



Mit Bigband lassen Rea Garvey, Sasha, Xavier Naidoo und Michael Mittermeier (vorne rechts) den guten alten Swing wiederaufleben. Foto: Sajak

was die Länge des Spektakels anbelangt. Halb zwölf zeigen die Zeiger an, als sie mit Frank Sinatras Überhymne „My Way“ sich beim begeisterten Publikum verabschieden. Dazwischen liegen dreieinhalb Stunden. Dabei wurde mehr gesprochen als gesungen.

Als Stichwortgeber fungiert der Kleinste im Kleeblatt: Michael Mittermeier, bayerischer Comedian. Im 15-minütigen Auftaktwortschwall greift der 51-Jährige auf sein leicht

für den Anlass modifiziertes aktuelles Programm zurück. Hakt im Stakkato minutiös Frauentauschfernsehen, Lügenpresse, Hessen, Bayern, Martin Luther, Merkel, Trump sowie deutsche Sprichworte zu Spaß und Humor ab. Zudem behauptet er: „Heute Abend ist Frankfurt Las Vegas.“

Um Gesagtes zu unterstreichen, darf jetzt endlich das Sangestrio ran: Sinatras „I'm Gonna Live Until I Die“ und Martins „Ain't That

A Kick In The Head“ versprühen perfekt dreistimmig jede Menge Funken inklusive geknacktem Showtreppenabstieg. So viel Einsatz muss mit einem Drink an der Bar belohnt werden. Für Kettenraucher Sasha darfs auch eine Entspannungszigarette sein.

Allzu viel Zeit bleibt zwischen Verbalrundsmschlägen, Frotzeleien, Neckereien und Slapstickeinlagen für den von der Tobias-Kremer-Bigband unterfütterten musikalischen Teil nicht übrig. Hastig streift das Triumvirat einzeln, zu zweit, im Trio und selten mal auch zu viert durch weitere Evergreens des „Rat Pack“: Handfestem Swing von „Fly Me To The Moon“ und „Come Fly With Me“ folgen die Dreivierteltakt-Italo-Canzone „That's Amore“ und Frankie-Boys mit Töchterchen Nancy gesäuselte Ballade „Something Stupid“. Beim „James Bond“-Special wagt sich Rea Garvey an „Skyfall“, Xavier Naidoo an „Goldfinger“, Sasha an „Live And Let Die“, und zu dritt geht's an „Another Way To Die“. Mit „New York, New York“ gelangt das fidele Quartett dann zurück zum Ursprung: das von Frank Sinatra angeführte „Rat Pack.“

Ein Palästinenser beugt sich nicht dem Meinungsdruck

Mohammad-Ali Behboudi, bekannt aus der „Lindenstraße“, gastierte in Ernst Konareks Regie am Gallustheater Frankfurt in „Ich werde nicht hassen“.

VON MARCUS HLADEK

Vom rechten Stammtisch bis zur Linken vieler Länder wird das Leid des Nahen Ostens so einmütig und gedankenlos den Israelis und ihrem Staat als Verbrechen angelastet, dass es, ideologisch verbietet und bösrartig anmuten kann. Dabei sind die schlimmsten Unterdrücker der arabisch-muslimischen Massen heute nicht mehr die Erben der Kolonialherren, sondern arabische Despoten, die ihre eigenen Völker ausbeuten, ihr Arbeitsprodukt in die Schweiz oder Karibik veruntreuen, sie mit dem Koran abspeisen und unwissend halten. Israel und die „Kreuzritter“: ihr ewiger Sündenbock. Dabei sind die meisten Opfer des Polit-Terrors mit dem Deckmäntelchen Islam andere Araber.

Da tut es gut, wenn ein Autor wie Izzeldin Abuelaish deutlich mehr Differenzierung zeigt. Selbst in Gaza aufgewachsen, arbeitete er als erster palästinensischer Arzt in einem israelischen Krankenhaus und machte gute Erfahrungen mit Israel. Weltbekannt wurde er, als er die Zerstörung seines Hauses in Gaza durch israelisches Panzerfeuer und den Tod seiner Familie miterlebte, worüber er per Telefon einem Fernsehseher in Israel berichtete. Abuelaish schrieb das Buch „I Shall Not Hate“, das sich der einfachsten Lösung, dem Hass, entgegenstemmt. Es liegt dem Bühnenmonolog Silvia Armbrusters zugrunde.

Anschaulich in Ich-Perspektive erzählt wird von Mohammad-Ali Behboudi, einem emigrierten Iraner, der Mut beweist, indem er sich auf Abuelaishs Weigerung einlässt, allfälligem Meinungsdruck zur Verteufelung Israels nachzugeben. Der Gestus ist etwa der einer szenischen Lesung: wenig Bühne und Requisite, Referatessen an der Tafel und zitternde Stimme. Beeindruckend die Sparsamkeit der Mittel, der verzweifelte Humor, der überraschende Blick auf ein unter Worthülsen begrabenes Thema. Der Tod der Töchter und ihrer Cousine 2009, aber auch der Tod der Ehefrau, die der Arzt wegen Grenzprozeduren nicht mehr lebend antraf, waren bewegend.